

Der ewige Kampf um die Rote Fabrik

In Zürich gibt es inzwischen viele Galerien und zahlreiche Kunstinstitutionen. Günstige Ateliers sind nach wie vor Mangelware.

Von Feli Schindler

In einem Punkt stimmen fast alle «Kulturtäter» der Stadt Zürich überein: Es fehlen im Stadtzentrum günstige Ateliers, und die Wartezeiten auf den Listen von privaten oder öffentlichen Anbietern erstrecken sich oft über Jahre. Dass Kulturschaffende ein Recht auf einen Arbeitsplatz haben und mit den horrenden Mietpreisen von Spekulationsobjekten nicht mithalten können, war schon vor und während der bewegten 80er-Jahre ein Thema, als der Abbruch der Roten Fabrik verhindert und die Umnutzung in das bestehende Kulturzentrum realisiert wurde. Und wenn sich jetzt einmal mehr die Diskussion an der Roten Fabrik entzündet, hängt es damit zusammen, dass die Stadt Zürich fast die Hälfte ihrer zur Verfügung stehenden Ateliers dort vermietet und nun mit sieben auf Ende März ausgesprochenen Kündigungen intern einen ziemlichen Wirbel ausgelöst hat.

Rote Fabrik - tote Fabrik

Die Emotionen an der im letzten Dezember von der IG Rote Fabrik öffentlich durchgeführten Diskussion gingen denn entsprechend hoch: Tote Fabrik, unterbelegte Ateliers, Möbellager, kein Zusammenhalt unter den Künstlern, die Alten müssen den Jungen Platz machen, fehlende Dynamik, null Output lauteten die Vorwürfe auf der einen Seite. Der Ort sei gewachsen, man könne langjährige Ateliermieter nicht einfach rauswerfen, konterte die andere Seite. Man habe sich die Räume in der Roten Fabrik einst erkämpft und sich auch nicht einfach ins gemachte Nest gesetzt. Ausserdem unterstehe der Verteilmodus heute einem strengen Anforderungsprofil. Besitzanspruch oder Besitzstandwahrung, das war die Frage.

Laut Jean-Pierre Hoby, Leiter Abteilung Kultur und Chef der Präsidialabteilung, verfügt die Stadt Zürich insgesamt über 126 Künstlerateliers. Davon vermietet die Liegenschaftsabteilung etwa die Hälfte als kombinierte Wohn- und Arbeitsräume unter anderem an der Rousseaustrasse «zu moderaten Preisen und an professionell tätige Künstler». Die Mietverträge sind unbefristet und werden höchstens im Todesfall aufgehoben. Acht weitere Ateliers stehen auf der Werdinsel mit befristeten Mietverträgen zur Verfügung. Und die von der Präsidialabteilung verwalteten 52 Ateliers in der Roten Fabrik werden an Kunstschaffende zu einem Preis von 90 (bisher 75) Franken pro m² und Jahr neu ebenfalls befristet vermietet.

Mit den eingeführten Fünfjahresverträgen will man eine minimale Fluktuation gewährleisten und verhindern, dass Räume als Möbellager - wie auch schon vorgekommen - missbraucht oder mangelhaft belegt werden. Die Künstler haben einer Atelierkommission, bestehend aus Jean-Pierre Hoby, Simon Maurer (Helmhaus), Venice Spescha, Ann Nelson (beide Künstlerverein Rote Fabrik) und Valentin Hauri (externer Künstler), einen Rechenschaftsbericht über ihre Tätigkeit abzuliefern.

Professionell, aber selten kollaborativ

Wer diese Hürde nicht schafft, muss andere Räume suchen, stellt Antrag auf Wiedererwägung (was in einem Fall Erfolg zeitigte) oder geht, wie es ein langjähriger Mieter jetzt getan hat, vor die Schlichtungsstelle. «Ich war empört über den Entscheid, nach allem was ich für die Rote Fabrik geleistet habe», erklärt der nicht genannte Künstler seinen Schritt. Dass man ihm unter anderem mangelnde Qualität seiner Kunst vorgeworfen habe, habe ihn besonders verletzt.

«Man kann nicht immer auf alte Pfunden zurückgreifen», meint Samuel Schwarz von der freien Theatergruppe 400asa und ebenfalls eingetragen auf der städtischen Warteliste für frei werdende Räume. Er möchte aber die Diskussion nicht auf einen Generationenkonflikt «Alte raus, Junge rein» fokussieren, sondern vor allem kulturpolitisch ein Zeichen setzen: «Wir Theaterschaffenden von der freien Szene wollen professionell arbeiten, und der Verteilungskampf um öffentliche Gelder muss grundsätzlich diskutiert werden.»

Alexandra Bachzetsis, Performerin und (einsame) Vertreterin der so genannten jungen Generation an der Podiumsdiskussion vom letzten Dezember, betont auch heute noch, wie wichtig ihr der künstlerische Austausch am Arbeitsplatz sei. Ihr Vorschlag, zehn Studios für einheimische Künstler und zehn weitere für internationale Kulturschaffende bereitzustellen, verhalte allerdings im luftleeren Raum. «Die Rote Fabrik verstaubt. Ein Rotationsbetrieb bringt mehr Dynamik und verhindert, dass nicht jeder im stillen Kämmerlein vor sich hin werkelt», begründet Bachzetsis ihren Vorstoss. In den Künstlerateliers der Roten Fabrik wird sehr wohl sehr ernsthaft und professionell - selten kollaborativ - gearbeitet.

Sandra Boeschstein, Alex Herzog, Jos Nöpflin oder die diesjährige Schweizer Biennale-Vertreterin Christine Streuli arbeiten erst seit wenigen Jahren in den Fabrikateliers und mischen die alteingesessene Künstlergruppe nicht nur altersmässig, sondern auch künstlerisch auf. Angesprochen auf Wohnungs- und Ateliernot, meint Sandra Boeschstein, sie wehre sich dagegen, dass Zürcher Künstler aus finanzieller Not nur noch im Ausland oder ausserkantonale arbeiten und wohnen könnten. In diesem Sinne setze sie den Mietvertrag nicht als Selbstverständlichkeit voraus, sondern freue sich ganz einfach, dass er verlängert werde.

Eigeninitiative von den Kunstschaaffenden fordert Peter Stiefel, Künstler und Präsident vom Berufsverband Visarte Zürich: «Wir sind kein Liegenschaftsbüro, und wir vermitteln unseren Mitgliedern vor allem Ausstellungsmöglichkeiten», sagt er. Es sei verständlich, dass junge Leute bezahlbare Ateliers brauchten, aber «die <Alten> sind nicht überflüssig geworden und die künstlerischen Ideen gehen ihnen nicht einfach aus».

Spannende Konzepte und konkrete Pläne entwickelte bereits die Gruppe Kunsthaus Aussersihl um Sabine Hagmann, Susanne Hofer, Regula Michell, Markus P. Kenner und Urs Küenzi, die das Amtshaus am Helvetiaplatz nutzen möchte und ein interdisziplinäres, kuratorisch betreutes Modell mit Arbeitsräumen und Gastateliers entworfen hat. Ob allerdings das in Künstlerkreisen ausnahmslos auf Zustimmung stossende «Kompetenzzentrum für Produktion, Diskussion und Präsentation zeitgenössischer Kunst und Kultur» in absehbarer Zeit verwirklicht werden kann, scheint fragwürdig - das Gebäude wird wegen Renovationsarbeiten am Stadthaus von der Verwaltung selbst in Anspruch genommen.

Morgenrot am Kunsthimmel?

Die Initianten lassen sich davon weniger beeindrucken: «Wir halten an diesem idealen Ort, mitten im jungen Kunstszenen-viertel, fest, auch wenn es 2010 werden sollte», meint Sabine Hagmann. Jean-Pierre Hoby, der dem Projekt Aussersihl sehr zugetan ist, sieht eher eine realisierbare Alternative im leer stehenden Schulhaus Wengi an der Kernstrasse im Langstrassenquartier. Neu und konkret stellt der oberste Chef der Zürcher Kultur im Letten, in der Grünau und mit den über die ganze Stadt verteilten leer stehenden Wärterhäuschen des Strassenbauamts weitere kostengünstige Atelierräume in Aussicht. Placebo für akute Härtefälle oder tatsächlich Morgenrot am Kunsthimmel?